

unabdingbar zur eigenen Existenz gehört, aber zurückweicht, wenn das Ich sich ihr zu nähern versucht. »Der Gedanke ans Faulsein ist etwas, das mich mit süßer Vorfriede erfüllt, mit der Erinnerung an die Sommerferien meiner Kindheit, das Gefühl verschwenderischer Zeitfülle am Beginn, die herrliche Eintönigkeit der Tage, Verheißung von Ewigkeit und Stillstand.« Die hier geschilderte Vorfriede ist für die unermüdete Schreiberin die Vorfriede auf die Zeit nach dem Schreiben, die es für sie aber als verschwenderische Zeitfülle nicht geben kann, eben weil sie Schreiberin ist. Darum handelt ein knappes, als Begriffsgeschichte der »Prokrastination« getarntes, im Kern slapstickhaftes Kapitel von den Freuden des Aufschiebens und den Listen, die es braucht, Deadlines zu unterlaufen.

Es kann nicht ausbleiben, dass bei den Begegnungen der Schreiberin mit Kants Definition der Faulheit (»Hang zur Ruhe ohne vorhergehende Arbeit«), mit der Utopie des Schlaraffenlandes, mit Paul Lafargue, der »Das Recht auf Faulheit« einklagte, oder mit Bartlebys »Ich möchte lieber nicht« oder Marie von Ebner-Eschenbachs Diagnose der fundamentalen Unverträglichkeit fauler und fleißiger Menschen immer wieder die Nei-

gung zur Sprache kommt, die Faulheit als Kontrastfigur zur modernen Arbeitswelt zu denken, also als Verweigerung. Gegen die Abfertigung der Faulheit durch die Fleißpropaganda setzt sie ihre Sympathieerklärungen mit den Figuren der Untätigkeit. Das letzte Wort hat der Diener Valerio aus Georg Büchners »Leonce und Lena«, der den Spieß umkehrt und davon träumt, als Staatsminister Dekrete gegen Untätigkeitsverweigerung zu erlassen. Valerios »Maßlosigkeit im Unterlassen« gehört Daniela Strigls ganze Sympathie. Warum sie dennoch die Arbeit auf sich genommen hat, einen Essay über die Faulheit zu schreiben, ist klar: um zu zeigen, dass es andere Gründe für das Schreiben von Essays gibt, als partout Fleißkärtchen erwerben zu wollen. Etwa die Lust am Denken oder die Neigung des essayistischen Ich, sich seiner selbst durch die Anspannung des Möglichkeitssinns zu vergewissern, durch die Begegnung mit einer Horizontfigur des eigenen Lebens, die in diesem Leben stets am Horizont verbleibt.

Lothar Müller

Daniela Strigl: *Gedankenspiele über die Faulheit*. Literaturverlag Droschl, Graz 2021, 56 Seiten.

Vom Rübenzählen im Erzgebirge, vom Wind und vom Antworten
Über Alfred Gessweins Werke

Der Wind, der Wind, das himmlische Kind«: So antworten Hänsel und Gretel, die am Knusperhäuschen knabbern, auf die Frage der Hexe, wer denn draußen sei. Der Wind hat auch mit dem (heiligen) Geist zu tun: »Der Wind weht, wo er will, und du hörst sein Sausen, aber du weißt nicht, woher er kommt und wohin er geht; so ist es mit jedem, der da aus dem Geiste geboren ist«, lesen wir im Neuen Testament (Joh. 3, 8). »The answer, my friend, is blowing in the wind, the answer is blowing in the wind«, raunt Bob Dylan seit Jahrzehnten in die bisweilen schon etwas schwerhörig gewordenen Ohren der Forever-young-Generation.

Jenseits von Märchen, Bibel und Popmusik steht hingegen »Flügelhornblasen gegen den Wind«: Welch prächtige Assoziationsketten werden da freigesetzt, widerständiges Flügelrauschen hebt an, angriffslustig senkt sich das Gehörn in blasemusikalischem Eigensinn, in alpenländischer Widerborstigkeit. Kein tristes Bild melancholischer Resignation, eher störrisches Aufbegehren gegen vorgebliche Botschaftsträger wie den Wind, gegen dessen windige Antworten anzublasen ist durch einen kritischen Geist, der weht, wo er will, der fragt und prüft.

»Flügelhornblasen gegen den Wind«: Diesen brillanten Titel einer Gedichtzeile Gessweins hat der Grazer Autor und Literaturwissenschaftler Christian Teissl gewählt für einen von ihm mit beeindruckender Akribie herausgegebenen, phänomenalen 830-Seiten-Band mit den gesammelten Gedichten sowie einigen Proben des bildnerischen Schaffens von Alfred Gesswein (1911–1983), u. a. Mitbegründer des Literaturkreises Podium, Lyriker, Hörspielautor, Grafiker. Ein äußerst verdienstvolles Unterfangen, liegt doch nun ein faszinierendes poetisches Universum vor, das gefährdet war, in Vergessenheit zu geraten. Jetzt gibt es keine Ausreden mehr. Alfred Gesswein, fürwahr ein »stiller Gigant der österreichischen Literatur des 20. Jahrhunderts«, ist in seinem vielseitigen lyrischen Werk (wieder) zu entdecken.

Die Texte sind chronologisch geordnet. Man muss nicht lange blättern, um bereits in den frühen Gedichten bemerkenswerte Passagen zu finden: »O karges Glück! / Auf dem gelieh'nen Stück-/chen Bahndamm Boden Feierabend« ist eine formal originelle Lösung für die lapidare Beschreibung einer armseligen Kleingartenidylle, die sich dieses Stückchen Boden noch

aus der vorletzten Zeile herausbrechen muss. Das verrät ein für einen Teenager höchst beachtliches Sprachgefühl und wohl auch Reflexionsvermögen.

Der Krieg hinterlässt unweigerlich traumatische, lange nachwirkende Spuren. »Die Krähen schnarren Totenlieder«, heißt es 1944. Das Entsetzen über den »blutigen Wahn« mündet in die Hoffnung auf »Menschlichkeit und Frieden«. Eine Hoffnung, die im Laufe der folgenden Jahre und Jahrzehnte bitter enttäuscht wird. Die Verunsicherung reicht tief, selbst vor dem Genter Altar der Brüder van Eyck erwächst die Erkenntnis: »Längst überwuchern / Atompilz und Kühlschränk / Orangenbaum und Lorbeer.«

In der Nachkriegszeit setzt zunächst eine intensive Auseinandersetzung mit den Topoi des Wienerischen ein: Da kommt das Tschauener-Stegreiftheater ebenso vor wie der Stadtpark (»Strauß – Suppé – und Tulpen ...«) und der Nußberg, aber auch Orte wie Eckartsau, Schöngrabern und Illmitz bieten Inspiration. Und immer wieder das Motiv der Straße: jene nach Petronell mit ihren Pappeln, oder die Laxenburger Allee. Ein »pannonischer Mensch« sei Gesswein gewesen, sagte einst sein Freund Alois Vogel. Die Bestätigung liefert Gesswein selbst: »Ich bin in der Ebene geboren / am Rande der Puszta bei Magyarovar/

dort / wo der weiteste Himmel ist.«

Auch dem Wind ist noch – scheinbar – zu trauen: »Leg in den Wind / dein Herz«, denn »Saurier gehn / über Land! / Kein Haus mehr / ist fest gebaut.« Steigende Verzweiflung über den Zustand der Welt und die eigene Vergänglichkeit mündet in Surrealismus. »Der Regen wäscht den Zeiger / aus dem Gesicht der Uhr«: Dali lässt grüßen. Sehr schön ist auch der Schluss des Gedichts mit dem Titel »Bahnhofzeit«: »Der Bahnhofsvorstand ist verreist / mit seiner roten Mütze / niemand weiß jetzt wann im Garten / nebenan die Gladiolen blühen.«

Die Zeit als Orientierungshilfe hat abgedankt, und mit ihr die Geschichte. Da verliert auch die altösterreichische Nostalgie ihren koketten Abglanz. »Im Exil des Mondes / der lavendelblau duftet über dem See / zelebriert / die dürftige Hautevolee / Handkuß / auf der Terrasse Austria«, heißt es im Gedicht »Gmunden« ebenso synästhetisch wie sarkastisch.

Kurios mutet der Zyklus »Pökelzunge. Auszug aus dem Erlebnis- und Endbericht des Johannes Fürchtegott Ostertag« an mit den alpträumenhaften Szenarien und psychedelischen Fantasien eines ominösen Doppelgängers. Im nächsten Band »Zwischen Topfbäumen« erfolgt dann die Rückkehr zur Reduktion, zur Begrifflichkeit der

Dinge in lakonischer Anwendung. Jahre später konstatiert Gesswein als bewandeter Skeptiker: »das mißtrauen / gegen wörter und sätze / die folianten füllen / wächst beständig«. Ein Schlüsselgedicht ist mit »Es bleibt noch vieles zu tun« übertitelt. Darin blitzen subversive Paradoxien auf: »Zu fürchten sind / der Adler / der Fuchs / und der Arzt (...) / Aber es gibt auch Wölfe / oder den Staat –«. Was noch zu tun bleibt, steht am Ende des Gedichts: »Das Rübenzählen im Erzgebirge / vor das Hausgehen an die Sonne / das Schattenpflegen der Baccararose / oder das Flügelhornblasen / gegen den Wind.«

Zwischendurch gibt Gesswein Erhellendes über den eigenen Zugang zur Poesie preis: »Ich versuchte dahinter zu kommen / hinter die Pointe der Geschichten / befreite sie von den Wortschalen / bis der Kern bloßlag / So kam ich zum Gedicht«. Eine wunderbare Beschreibung literarischer Arbeit: durch befreiende, analytische Vorgangsweise, alle Redundanz inhaltlich und formal hinter sich lassend, zum Wesentlichen gelangen.

In den 1970er-Jahren macht sich allmählich Unbehagen bemerkbar gegenüber Bauwahn, Lärm und Grünverlust (»Beton wächst schneller als Gras«), ebenso Unbehagen gegenüber dem schleichenden Ersatz von Kunst durch Künst-

lichkeit: »Die Zeit / riecht nach / Kunststoffblumen / schmeckt / nach abgestandenen / Worten«. Oder andernorts: »Eine sterile Wärme / ist eingezogen / in unser Herz«. Von toten Ulmen ist die Rede, von verseuchten Flüssen, kielobentreibenden Fischen, vom todkranken Meer: »ein Land aus Beton / darauf nur Wachtürme gedeihen«. Eine kassandrische Welt-sicht scheint überhandzunehmen, und eine gewisse Resignation. »mein gedicht verändert die welt / wie das lachen der möwe.« Dennoch, Gesswein beharrt trotz allem darauf: »mein gedicht verändert die welt«.

Leitmotive durchziehen das lyrische Repertoire. Das Personal des »Struwelpeter« etwa taucht immer wieder auf, die Monate, die Jahreszeiten, der Wind, der Krieg und seine immerwährenden Wiederholungen. Nicht zuletzt gilt das Mitgefühl des Lyrikers den Tieren, denen er sich verbunden fühlt (»durch die wände strömt / der gelezug der fische / er bringt ihn / ans ende der tore / dort erwarten ihn / seine treuesten fürsprecher / die katze und der hund«).

Der Tod ist stets präsent. Dem Andenken seiner Mutter hat Gesswein das bewegende Gedicht »wie erde auf holz« gewidmet: »keiner / war gekommen / zu denen sie / nachts gebetet / kein judas thaddäus / und keiner der engel / über dem hochaltar«. Stattdessen

wurde sie »hinausgetragen / von Männern / die gerne / schnaps trinken«. Aber die Hoffnung ist trotzdem nicht umzubringen, wie sich im Gedicht »zu ende kommen« zeigt: »ob dich vielleicht / am ende nicht doch / noch einer erwartet / der dich umarmt / trotz deiner / kläglichen / veränderungen«.

Einen ganz besonderen Bereich bilden die fabelhaften Dialektgedichte, die Gesswein in eine Reihe mit H. C. Artmann und Helmut Qualtinger stellen. »rama dama / rama woima / rama miasma« imaginiert ein hinduistisches Klangband, manche Texte wirken wie Austro-Pop-Geschwister, es geht um die »augfeude shtod«, berichtet wird aber auch »vun de menschnfressa und vun schdingnbruna bawlowitsch«, »vun buam vun vodan und da vawaundschoft«, »vun vuagestan und vun sochn de wos haglech san«. All das ist erstklassig und sollte gelesen, rezitiert, vertont, jedenfalls endlich angemessen gewürdigt werden.

Bei der Sichtung des literarischen Nachlasses kam auch ein Konvolut aus Malereien und Zeichnungen zutage, das in die Landessammlungen NÖ aufgenommen wurde. Dem bildnerischen Werk Gessweins, der im Brotberuf als Gebrauchsgrafiker tätig war, ist ein eigener Abschnitt im Buch vorbehalten, sachkundig kommentiert von Jutta M. Pichler.

Am Ende des Buches stehen aufschluss- und lesenswerte Kommentare des Herausgebers, die mit wissenschaftlicher Genauigkeit die Hintergründe jener Zeitspanne ausleuchten, in der Alfred Gessweins Gedichte entstanden sind. In seinem Vorwort zum Band betont der Germanist Helmut Neundlinger das enorme Engagement Gessweins als Herausgeber und Organisator im Gegensatz zur noblen Zurückhaltung in eigener Sache. Christian Teissls Conclusio – in Anlehnung an die Gedichtsammlung »Kartenhäuser« – lautet: »Wollte man ein würdiges Denkmal für Alfred Gesswein errichten, es müsste ein solches Kartenhaus sein, der Willkür des Windes ausgesetzt, doch keiner irdischen Willkür; vergänglich, aber nicht vergebens, genau wie sein Wort.« Der vorliegende Band ist zum Glück kein Kartenhaus, sondern eine stabile Wohnstatt für ein gewichtiges Werk geworden, das weiterhin dazu ermutigt, der Willkür des Windes Widerstand entgegenzusetzen.

Gabriele Kögl

Alfred Gesswein: *Flügelhornblasen gegen den Wind. Gesammelte Gedichte*. Herausgegeben von: Christian Teissl. Literaturedition Niederösterreich, St. Pölten 2021, 830 Seiten.

Gegen eine voreilige Versöhnung

Zu Engelbert Obernosterers *Beobachtungssplitter und Aufzeichnungen*.

Es gibt Schriftstellerinnen, die erfinden Geschichten von A bis Z, und es gibt Dichter, die von der Realität ausgehen und sich skrupellos auf diese beziehen. Wort für Wort, ohne auch nur im Traum sich einzubilden, die sogenannte Realität abbilden zu können. Das mit fünf oder sechs Sinnen – meist unwillkürlich – Erfasste, erfährt über die Sprache, über eine sorgsam herbeigeführte Konstellation der Wörter, die sich irgendwie auf die Konstellation der Wirklichkeit bezieht, eine Metamorphose, die am Ende über die Autorin/den Autor oft mehr aussagt als über das Sinnenerlebnis als Ausgangssituation.

Ludwig Wittgenstein kam zu der Erkenntnis, Wahrnehmung ist zugleich auch schon Deutung. Aufgrund unserer Sozialisation und sonstigen Erfahrungen sieht jede und jeder dasselbe Ding verschieden. Auch der Kärntner Schriftsteller Engelbert Obernosterer wird nicht bestreiten, dass wir uns mit *Denkvoraussetzungen* der Wirklichkeit nähern. Diese sind hauptsächlich geprägt von soziokulturellen Faktoren, aber auch vom individuellen Vermögen oder individuellen physiologischen Defiziten. Die Intensität einer Erfahrung oder »Ergehung« hängt auch

davon ab, inwieweit der Sinnesindruck eine existentielle Bedeutung für das Individuum hat(te). Und so geht es auch Obernosterer in seinem jüngsten Buch *Zwischendinge. Ein Mosaik* nicht ums Abbilden, sondern ums Denken und Bedenken, um das tägliche Sich-Vergewissern in einer Welt, die mit ihrer forcierten Aufdringlichkeit, mit ihrem Tempo und Blendwerk auf einen ungefragt einstürzt.

Auch wenn der Gebrauch der Sprache ermöglicht, auf gar nichts schauen oder hinschauen zu müssen, um als Autor schreiben zu können, ist in Obernosterer ein gewisses Interesse an dem, was rundum vorgeht, ausdrücklich vorhanden. Manches drängt sich auch ganz einfach auf, wenn man nicht wie Proust in einem mit Kork ausgeschlagenen Zimmer haust. Dennoch: Das Geschaute und Gehörte einer strengen Prüfung zu unterziehen, schließt nicht aus, dass Phantasie ins Spiel kommt.

Er, der einstige Bauernbub aus dem Kärntner Lesachtal, der aufgrund seiner Herkunft und körperlicher Arbeit einiges über Gott und die Welt begriffen hat, erzählt, in die Jahre gekommen – er wird im Dezember dieses Jahres fünfundsachtzig –, aus seinem Alltag. Und wie! Er berichtet von Begebenhei-